

Gastkolumne

Plötzlich erwacht Europa auf dem Mars

Ein ganzer Kontinent lernt soeben sehr schmerzhaft, dass Sicherheit etwas kostet. Und ja, die Schweiz ist da durchaus mitgemeint



Claudia Franziska Brühwiler

Die Europäer leben auf der Venus. Der Kontinent hat sich von militärischer Machtpolitik abgewandt und sich in ein postmodernes Paradies begeben, in dem der von Immanuel Kant erdachte Frieden unter den Demokratien herrscht. Den Preis dafür zahlen andere, allen voran die USA, die diese Friedensillusion erst ermöglicht und militärisch abgesichert haben. Damit die Europäer auf der Venus leben können, verhartet Amerika auf dem Mars und blickt, überspitzt gesagt, auf die Welt als anarchisches Gefüge, in dem sich letztlich nur Gewalt durchsetzen kann.

Diese Analyse stammt aus dem Jahr 2003, und ihrem Autor, dem konservativen amerikanischen Intellektuellen Robert Kagan, wurde vorgeworfen, ein Ewiggestriger zu sein: Als Kagan sein Buch «Macht und Ohnmacht» veröffentlichte, stemmten sich gerade führende EU-Staaten wie Deutschland und Frankreich gegen die amerikanischen Pläne zur Invasion in den Irak. Als Rechtfertigung der Aussenpolitik George W. Bushs ist Kagans Werk ebenso schlecht gealtert wie die damals verfochtenen Ideen von *Nation Building* und forciertem Regimewechsel. Doch mittlerweile scheint Europa erkannt zu haben, dass es sich jahrzehntelang auf der Venus wähnte, während an seinen Rändern eine andere Logik, eben jene

des Mars herrschte. Entsprechend führt es in die Irre, von einer neuen Weltordnung oder einer Epochenschwelle zu sprechen. Vielmehr sind wir in einer alten Realität erwacht.

Eigentlich gab es schon früher Weckrufe – Russlands Einfall in Georgien, seine Annexion der Krim, die gezielte Tötung Abtrünniger auf westeuropäischem Boden. Aber statt machtpolitische obsiegten energiepolitische Überlegungen, in denen Staaten wie Deutschland zudem Chancen der Beeinflussung durch wirtschaftliches Einbinden sahen. Beeinflussbar, gebunden und vorübergehend ausgeliefert ist dabei nur Europa, das 40 Prozent seiner Gaslieferungen aus Russland bezieht. Entsprechende Warnungen der USA ignorierte man gerne, betrachtete Forderungen nach Aufrüstung als Affront und gefiel sich in der Rolle jener, die sich von der Übermacht Amerikas emanzipierten und mit einer viel fortschrittlicheren Haltung der Welt begegneten. Diese Einstellung muss nun mit Blick weiter nach Osten grundsätzlich hinterfragt werden.

Auch die USA haben die westliche Allianz über mehr als ein Jahrzehnt vernachlässigt. Zwar vermochte Präsident Obama viele Bürger und Politiker Europas mit seiner brillanten Rhetorik zu begeistern, doch sein aussenpolitischer Fokus galt nicht dem transatlantischen Verhältnis. Er vollzog stattdessen eine Drehung nach Osten, den *pivot to the east*. Die Idee des Westens galt ohnehin als überholt, und in den letzten Jahren äusserten immer mehr Intellektuelle, diese Idee sei auch moralisch verwerflich: Sie schelten den Westen als imperialistisches Projekt, das nur aus Heuchelei eine Wertegemeinschaft beschwöre. Mit dem Auftritt Donald Trumps auf der Weltbühne wurde zuletzt auch an der westlichen Sicherheitsarchitektur gerüttelt.

Die Idee des Westens galt als überholt, und in den letzten Jahren äusserten immer mehr Intellektuelle, diese Idee sei auch moralisch verwerflich.

Folglich kam kaum Begeisterung auf, als US-Präsident Biden auf seiner Europatournee wieder eine Allianz der Demokratien beschwören wollte, um der Herausforderung China zu begegnen.

Und nun dämmert es dem Kontinent, dass wirtschafts- und energiepolitische Entscheidungen sicherheitspolitische Konsequenzen haben können. Zwar ist vereinzelt nach wie vor die Kritik zu hören, die Nato habe Russland mit ihrer Ost-Ausdehnung provoziert. Doch jedem dürfte inzwischen klar sein, dass nur derjenige ein Verteidigungsbündnis fürchtet, der einen Angriff plant.

Was es nun braucht, ist eine Renaissance des Westens als Idee und Bündnis, welches bereit ist, kurzfristige wirtschaftliche Interessen zugunsten der längerfristigen Perspektive zurückzustellen und die gemeinsamen Werte auch militärisch abzusichern, wie dies im Kalten Krieg mit Erfolg praktiziert wurde. Wer nur über rote Linien spricht, statt sie konsequent zu ziehen, darf sich nicht wundern, wenn diese imaginären Grenzen komplett ignoriert werden. Die Friedensdividende wäre damit gestrichen, übrigens auch für die Schweiz, selbst wenn sie sich auf ihre Neutralität zurückbesinnen sollte.

Und was die Ukraine betrifft: Für sie ist der Glaube an Lösungen einer Hoffnung auf Wunder gewichen. US-Senator Lindsey Graham etwa meinte, Russland brauche einen selbstlosen Brutus. Besser, der Westen vergisst nicht, was sich der Tyrannenmörder in William Shakespeares «Julius Cäsar» anhören musste: «Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus, / Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge.»

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.



Medienkritik

Erfreulicher Start-up-Geist aus Bern



Aline Wanner

Das neuste Onlinemedium der Schweiz heisst «Hauptstadt» und ist diese Woche gestartet. Es mutet optisch schlicht an, angenehm übersichtlich, angemessen bescheiden. Die Artikel bieten, was Lokaljournalismus heute ausmacht: Zusammenfassung eines politischen Diskussionsabends (für jene, die da waren), Mikro-Kultur-Berichterstattung, ein vegetarisches Rezept, ein bisschen langweilige Steuerpolitik, einen (gut gedachten und geschrieben!) Essay des Autors und Kabarettisten Christoph Simon zum Ukraine-Krieg.

Das Lokalportal finanziert sich wie andere Projekte dieser Art durch Abos von Kunden und Gelder von Stiftungen. Im Unterschied zum Basler «Bajour» und oder dem Zürcher «Tsüri» sind die Berner weniger homogen linksaktivistisch. Das Team besteht aus zehn Leuten, die schreiben, recherchieren, fotografieren und moderieren. Viele von ihnen haben früher für die «Berner Zeitung» oder den «Bund» gearbeitet – beide Zeitungen gehören zur TX Group. Das Zürcher Medienhaus legte im Oktober 2021 die Lokalredaktionen aus Spargründen zusammen.

Die phantasielose Aktion setzte offenbar Energie frei. Anstatt sich zu beschweren, tat sich eine Gruppe von Journalistinnen und Journalisten zusammen, diskutierte Ideen, entwarf ein Projekt, rechnete. Das Startup erhielt nicht nur mehr Zuspruch als erwartet, sondern verkaufte auch 3000 Abonnements. Was einmal mehr zeigt: Es gibt ein Bedürfnis nach zuverlässigen, liebevollen, überraschenden Informationen aus der Nähe. Im besten Fall entsteht so ein nachhaltiges Geschäftsmodell.

Die TX Group gab diese Woche übrigens einen beachtlichen Gewinn für das vergangene Jahr bekannt. Aber kleine, schlanke Unternehmen sind bekanntlich oft innovativer als träge Kolosse mit fragwürdiger Betriebskultur.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Sorgen, die wir den Kindern nicht nehmen können



Patrick Imhasly

Geschichte wiederhole sich nicht, heisst es in diesen Tagen immer wieder. Sie vollziehe sich stets von neuem und unter anderen Umständen. Was man angesichts des Angriffskriegs von Russland gegen die Ukraine trotzdem feststellen muss: Geschichte bewegt sich nicht nach vorne. Ein Rückfall in die angeblich unüberwindbaren Zwänge des Handelns und die hasserfüllten Motive längst vergangener Zeiten ist jederzeit möglich. Wie anders soll man sich Putins nationalistic Raserei in dem von ihm als «Bruderstaat» bezeichneten Land erklären?

Es bewahrheitet sich nun, worauf mich die Historiker unter meinen Freunden während der letzten Jahre beharrlich hingewiesen

haben und was ich ihnen nicht glauben wollte: Die jahrzehntelange Friedenszeit in Europa – zumindest im grossen, zwischenstaatlichen Massstab – war eine historische Anomalie. Die Friedensdividende im Westen des Kontinents, geäufnet nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dann erneut nach dem Zusammenbruch des Ostblocks 1989, ist endgültig aufgebraucht. Der Frieden ist kein Normalzustand, sondern nur ein Zustand zwischen zwei Kriegen, wie Iris Radisch in der «Zeit» geschrieben hat. Und in Europa herrscht jetzt wieder Krieg.

«Altes Brot ist nicht hart, kein Brot, das ist hart!» Dieses alte Sprichwort war die Losung im Zweiten Weltkrieg, und mein Vater, der damals Aktivdienst in der Schweizer Armee leistete, hat sie mir immer wieder vorgehalten, wenn ich keine Lust auf das Brot vom Vortag hatte. Ich habe das nie so richtig ernst genommen, mir stand als Jugendlicher der Sinn mehr nach der Abschaffung der Armee als nach hartem Brot. Noch bis vor drei Wochen habe ich diese Losung manchmal gegenüber meinen Kindern als liebevolle Erinnerung an meinen Vater zelebriert, heute bleibt sie mir im Halse stecken.

Die Bedrohung durch die Sowjetunion im Kalten Krieg war für uns Nachgeborene, die wir einen echten Krieg nicht im Entferntesten erlebt haben, zwar unheimlich, aber auch unfassbar und abstrakt. Er kam uns vor wie die Planspiele von Sandkastengenerälen. Der grosse Wettstreit der weltanschaulichen Systeme hatte gar etwas Faszinierendes, die Geschichten um Spione und ihre verrückten Tricks sowie die Vorstellung vom Leben im dunklen Reich hinter dem Eisernen Vorhang etwas schaurig prickelndes. Wir wussten uns ja auf der richtigen Seite – auf jener der Freiheit und des unbeschränkten Konsums. Doch seit dem Angriff von Russland auf die Ukraine am 24. Februar 2022 ist alles anders geworden. Es scheint, als hätten die Dämonen der Vergangenheit uns Naivlinge zur Rede gestellt.

Noch sind wir Mitteleuropäer Zaungäste des Krieges in der Ukraine und können uns aus sicherer Distanz mit abseitigen Dingen beschäftigen wie «maskulinistischer Aussenpolitik» und dem «machoiden Weltbild» des russischen Präsidenten, wie das der «Tages-Anzeiger» diese Woche getan hat. Aber was, wenn die Spirale sich weiterdreht und der

Mir stand als Jugendlicher der Sinn mehr nach der Abschaffung der Armee als nach hartem Brot.

Krieg nicht nur mit seinen wirtschaftlichen Folgen, sondern auch in seiner militärischen Gestalt zu uns kommt? Die «NZZ am Sonntag» hat in der letzten Ausgabe versucht, den Kindern die wichtigsten Fragen zum Krieg in einer altersgerechten Sprache zu beantworten. Aber wie vermitteln wir unseren Kindern, die nicht einmal vom Kalten Krieg eine Vorstellung haben, dass ihre Zukunft womöglich nicht hell und klar, sondern bedrückt und düster sein wird?

Unser jüngerer Sohn sagt, die Ereignisse machten ihm Angst, aber in der Schule sprächen sie regelmässig darüber. Der Ältere gibt sich abklärt: Er sei zu Beginn des Krieges in der Ukraine schockiert gewesen und habe in den sozialen Netzwerken widersprüchliche Informationen gelesen. Inzwischen konzentriere er sich bei Instagram auf vertrauenswürdige Quellen wie das Schweizer Radio und Fernsehen oder die deutsche Tagesschau und könne gut mit der Situation umgehen. Wir würden solche Sorgen gern von unseren Kindern fernhalten – doch das geht nicht.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».